Eid des Soldaten

Von Hans W. Hagen

Eid des Soldaten

Von Hans W. Hagen

Hinter uns liegt eine Tragödie, und wir waren, jeder an seinem Platz, Handelnde oder Gehandelte in diesem Spiel des Schicksals. Wir sind alle noch zu nahe am Zusammenbruch, und doch wiederum weit davon entfernt, ihn als echte Tragödie zu erkennen, die zu einer seelischen Katharsis im ästhetischen wie ethischen Bereich in uns wirksam werden könnte. So will es mir auch unmöglich erscheinen, bereits heute mit absoluten Wertmaßstäben das vereinzelte Geschehen zu messen und zu richten. Philosophisch gesprochen: Die deduktive Methode führt zu keinem Ziel, im Gegenteil, hier lauern auf dem Wege allenthalben die Schlaglöcher der Schlagworte. Wir müssen uns vielmehr mühsam auf dem induktiven Weg — und zwar jeder von seinem damals innegehabten Standort und Erlebnisbereich aus — zu einer höheren Sicht und Erkenntnis durchringen. Vorbedingung ist die vorbehaltlose Bereitschaft zur Wahrheit.

Ich bitte den Leser mir auf den Schauplatz eines Höhepunktes im Ablauf dieser Tragödie zu folgen.

Am Nachmittag des 20. Juli 1944 ereignete sich im Wachregiment „Groß-Deutschland" in Berlin folgendes:

Gegen 15 Uhr sitzen der Adjutant und ein Offizier des Stabes beim Kommandeur. Der Adjutant ist im Zivilberuf evangelischer Pfarrer und gehört der bekennenden Kirche an. Der andere Offizier ist von Hause aus Kulturhistoriker und aus der Kirche ausgetreten. Der Kommandeur, selbst humanistisch gebildet, verläßt im Verlauf der Diskussion das Zimmer. Das Gespräch geht um Entstehungsfragen des „Helianth", jenes zur Zeit und im Auftrag Ludwig des Frommen im IX. Jahrhundert entstandenen althochdeutschen Epos, das uns heute noch

die Probleme bei der Christianisierung der Germanen klar erkennen läßt. Die Frage nach der Treue zum Althergebrachten oder dem Willen zum Neuen klingt auf. Während sich die beiden Gesprächsgegner noch streiten, ob das Epos, wie der Pfarrer sagt, ein Symbol für die innere Bereitschaft der Germanen zur neu an sie herangetragenen Religion sei, oder wie der Kulturhistoriker entgegenhält als ein durch die Person des Auftraggebers geschickt veranstaltetes Lehrwerk angesehen werden müsse, klingelt der Fernsprecher. Der Adjutant, zu dem in diesem Augenblick der Pfarrer sofort wieder wird, nimmt den Alarmbefehl „Walküre" entgegen.

Die beiden Offiziere, eben noch im geistigen Streitgespräch verfangen, sind im nächsten Augenblick in einen vorgeschriebenen Plan eingespannt — die geistige Auseinandersetzung ist vergessen, sie sind, wie sie es vorher und nachher immer waren, auch in diesem Augenblick Kameraden in einer beide gleichermaßen verbindenden Pflicht und Verantwortung.

Der Alarmplan „Walküre" sah für das Wachregiment folgende Maßnahmen vor: Das Regiment — es war übrigens in jenem Zeitpunkt nicht mehr als ein durch zwei Kompanien verstärktes Bataillon — tritt feldmarschmäßig an, der Kommandeur holt sich persönlich beim Stadtkommandanten die Einsatzbefehle. Dieser Alarmplan war fünf Tage zuvor bereits durchgeübt worden unter Annahme einer Landung von Fallschirm-Einheiten feindlicher Verbände im Weichbild von Berlin oder eines Ausbruchs von Fremdarbeiterunruhen im Gebiet der Reichshauptstadt (Berlin hatte damals über eine Million Fremdarbeiter).

Der Kommandeur fährt also befehlsgemäß zur Kommandantur, der Adjutant leitet inzwischen die Alarmierung der Truppe von der Wohnung des Kommandeurs aus. Nach knapp einer halben Stunde kehrt der Kommandeur zurück mit folgendem Lagebericht: „Attentat auf den Führer. Ausgang ungewiß. Der Truppe soll bekanntgegeben werden, der Führer sei tot. Das Heer übernimmt die Regierungsgewalt. Das Wachregiment zerniert das Regierungsviertel längs der Bann-Meile. Es ist niemand durchzulassen, auch kein Minister oder General."

Der Kommandeur und sein Adjutant geraten in Meinungsverschiedenheiten über die vom Adjutanten aufgeworfene Frage, wie man der Truppe die unklare Formulierung vom Ausgang des Attentats bekanntgeben solle. Das Gespräch zieht sich noch den Weg entlang von der Wohnung des Kommandeurs bis zum Dienstzimmer, das sich über der Torwache, einem Gebäude etwa 150 Meter von den Offizierswohnungen entfernt, befindet.

Im Dienstzimmer wartet bereits das Offizierkorps des Wachregiments. Hier wird die Lage erklärt unter der Annahme eines vermuteten, aber noch nicht bestätigten tödlichen Ausgangs des Attentats. Dem Kommandeur ist ein Oberstleutnant der Kommandantur beigegeben worden, der bei dieser Orientierung in die aufs Äußerste gespannte Atmosphäre ein Wort fallen läßt, das jedem der Anwesenden unverständlich und zugleich ungeheuerlich erscheint. Er sagt: „Betrachten Sie mich hier bitte nicht als Spitzel." Dieser Offizier war in diesem Augenblick der einzige in unserem Kreis, der wußte, was sich unter der Auslösung des „Walküre-Alarms" verbarg.

Das Wort vom „Spitzel" in dieser Umgebung ruft beim eingangs erwähnten Gesprächspartner des Adjutanten ein Ereignis ins Gedächtnis zurück, das er bereits halb vergessen hatte. Auf seinem Weg zum Wachregiment war er gegen 13.45 Uhr dem Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform und mit Marschall-Stander am Wagen begegnet. Jetzt auf die Schluß-Formel des Kommandeurs nach der Lage-Ausgabe: „Hat noch jemand eine Frage?" glaubt er diese Begegnung seinem Kommandeur melden zu müssen. Um nicht neue Aufregung aufkommen zu lassen, sagt er: „Herr Major, ich bitte, Sie unter vier Augen sprechen zu dürfen". Sie gehen ins Adjutantenzimmer. Dort beginnt der Kommandeur mit der Bemerkung, er werde bei der ganzen Sache das ungute Gefühl nicht los, daß irgendetwas nicht stimme. Der Offizier seines Stabes macht ihm erst einmal Meldung von seiner Begegnung mit Brauchitsch, von dessen Rehabilitierung doch nichts bekannt geworden sei. Außerdem, so fährt er fort, stoße er sich an der Formulierung: „Das Heer übernimmt die Regierungs-

gewalt". Das sei nicht üblich — der auf eine Person geschworene Eid könne niemals auf einen anonymen Wehrmachtsteil übergehen. Hier stimme etwas nicht!

Die beiden Offiziere kommen überein, daß die Lage, besonders die Frage nach dem Ausgang des Attentats, unbedingt geklärt werden müsse. Denn diese Frage schließt die nach dem Eidträger in sich ein. Der Weg über Goebbels in seiner Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissar wird erwogen, denn er hat ja einen direkten Draht zum Führerhauptquartier.

Der Offizier des Stabes übernimmt diese Lageerkundung. Beim Reichsverteidigungskommissar erfährt er sowohl die Bestätigung des Attentats als auch die Tatsache, daß der Führer beim Anschlag auf sein Leben nur geringfügig verletzt worden sei. Er erhält den Auftrag, den Kommandeur zum Reichsverteidigungskommissar zu bitten. Diese Meldung wird dem Adjutanten von seinem Partner im „Helianth"-Gespräch persönlich überbracht. Major Remer befiehlt seinem Adjutanten seinerseits, als dieser ihm das Ersuchen des Reichsverteidigungskommissars übermittelt, diese Aufforderung in Gegenwart des Stadtkommandanten zu wiederholen.

General von Hase entscheidet: „Sie fahren nicht zu Goebbels". Remer wiederholt seine Frage nach dem Ausgang des Attentats und erbittet eine klare Antwort. Der Stadtkommandant kann oder will diese Antwort nicht geben.

Die Frage drängt sich zusammen: „Wo steht der Eid?" „Lebt der Eidträger?" Remer geht vor der Kommandantur auf und ab. Sein Adjutant ist ihm instinktiv gefolgt. Remer wendet sich an seinen „Gehilfen", der dies in jenem Augenblick in des Wortes eigentlicher Bedeutung werden soll: „Siebert, was sollen wir tun? Der General verbietet mir, zu Goebbels zu fahren — dagegen erfahre ich, daß dieser mich erwartet. Der Minister behauptet, daß der Führer lebt. Wenn das der Fall ist, sind alle bisherigen Befehle Unsinn. Ich glaube, wir stehen hier zwischen zwei Feuern. Siebert, jetzt geht es um den Kopf. Was sollen wir tun?„

Von der Antwort des Adjutanten hängt viel ab, als er antwortet: „Mein Vorschlag, Herr Major: Es war richtig, das Regierungsviertel zu zernieren, denn wir haben diesen Befehl auf dem Dienstweg erhalten. Aber jetzt müssen wir uns unter allen Umständen ein Bild von der tatsächlichen Lage verschaffen."

Die tatsächliche Lage war, daß der Eidträger lebte. Alle Handlungen und Befehle folgten dann aus dieser Erkenntnis der Bindung an den Eid und den Eidhalter.

Ich habe nicht die Absicht, den Leser mit einem Gefechtsbericht über den Ablauf der „Walküre"-Aktion unnötig aufzuhalten. Mir ging es in unserem Zusammenhang hier nur darum, die Situation so weit zu klären, wie das für unsere Fragestellung unbedingt nötig ist. Für die Richtigkeit der Darstellung der Ereignisse, soweit sie Remer und seinen Adjutanten angeht, habe ich deren ehrenwörtliche Erklärung — und der Dritte, der Offizier im Stabe und Kulturhistoriker im Zivilberuf, kann diese Erklärung hier vor dem Leser abgeben, denn dieser Dritte bin ich selbst.

Hundert- und tausendmal sind meine Kameraden und ich nach 1945 gefragt worden: „Wie konnten Sie so etwas tun? Sie haben ja die primitivste Gehorsamspflicht verletzt. Sie hatten sich doch nur an die Befehle ihrer vorgesetzten Dienststellen zu halten" und was man alles sonst gegen uns ins Treffen führte.

Ich sehe ab von den kindlichen Entstellungen in der Presse, von Denunziationen, Spruchkammer-Anklagen usw., die uns zu „millionenfachen Mördern" stempeln wollten. Menschen, die besonders gefühlsselig glaubten an dieses harte Problem herangehen zu müssen, fragten sich und mich, wie man mit einer solchen Belastung auf dem Gewissen noch weiterleben könne. Die Neunmalklugen oder Generalkläger aber meinten: „Sie mußten sich doch der Tragweite Ihrer Handlungen bewußt sein".

Jawohl, das waren wir; aber nicht im oberflächlich politischen Sinn der einen oder anderen Lösung einer verwickelten Lage, sondern im Hinblick auf die Bewahrung der tragenden Ordnung des sittlichen Gefüges

einer im Kampf auf Leben und Tod stehenden Volksgemeinschaft. Es gab nur eine Frage: Wo steht in diesem Augenblick der Eid? Als es sich herausstellte, daß der Eidhalter lebte, gab es kein Wanken oder Zweifeln.

Alle anderen Betrachtungen und Einwände wie: „Sie mußten sich doch darüber im Klaren sein, daß Sie mit Ihren Entscheidungen den Krieg unnötig verlängerten, daß Sie einen Verbrecher weiter am Werk ließen usw." möchte ich mit dem Begriff der „post-katastrophalen Sicht" abtun. Ich kann mich dabei auf das Wort des Dichters Kolbenheyer berufen, das er seinem Spruchkammer-Vorsitzenden erwiderte, als dieser ihm vorhielt, ein Mann von seinen Einsichten müsse doch gewußt oder zumindest geahnt haben, wohin das alles führe. Der Autor des „Paracelsus" und der „Bauhütte" antwortete gelassen: „Ich gehöre nicht zu jenen divinatorischen Geistern, die hinterher immer alles schon vorausgewußt haben".

Dies alles wie auch Geschichtskonstruktionen im Sinne von: „Was wäre geworden, wenn Sie nicht so gehandelt hätten", also müßige Konditionalismen, sind einer klaren Schau ins Geschehen und einer sauberen Darstellung des Ablaufs der Ereignisse unwürdig. Sie haben weder mit einer echten Geschichtsdarstellung etwas zu tun, noch helfen sie uns zum Ziel aller Bemühungen, nämlich einem Beitrag zur Erkenntnis der Sinngebung unseres Daseins.

Bei meiner ersten Spruchkammer-Verhandlung glaubte mich der Vorsitzende in die Enge treiben zu können mit seiner Frage: „Sind Sie überzeugt, daß Sie richtig gehandelt haben?" Nun, ich hätte ihm ohne weiteres auf seine Ebene, um nicht zu sagen „Platt"-Form, folgen und ihm dort sogar mit Kants kategorischem Imperativ oder den „Pflichten des Soldaten" Widerpart bieten können. Aber ich habe ihm geantwortet: „Ob ich richtig gehandelt habe? Ich weiß es nicht. Aber vor die gleiche Situation mit den gleichen Vorbedingungen gestellt, werde ich immer wieder so handeln. Denn ich stand im Eid." —

Diesen Eid des Soldaten, den Fahneneid, haben wir geschworen. Es wurde niemand zum Schwur gezwungen,

aber es war jeder gebunden, den einmal geleisteten Schwur zu halten.

Der Fahneneid wächst zu seiner letzten Größe und Erhabenheit erst im Augenblick der Gefahr. Dann habe ich mein bisher als Wille zur Bereitschaft gegebenes Wort nicht nur in die Tat umzusetzen, sondern es tritt für denjenigen, der eine der höchsten sittlichen Werte des Krieges erlebt hat, die Kameradschaft, etwas hinzu: Mir wächst der Eid jedes an meiner Seite gefallenen Kameraden als Eidstärkung und Eidverpflichtung zu. Man soll über diese heiligen Dinge nicht viel reden. Hier im Kreis der Leser dieser Zeitschrift weiß ich, wie diese Worte aufgefaßt werden. Mit anderen darüber zu sprechen — damit sie womöglich diese Gedanken in einer Diskussion sezieren — verbietet mir die Scheu.

Mein Eid wächst aus der Treue zu meinen Kameraden, So ist der Fahneneid im Augenblick, wo seine Erfüllung durch die Treue meines Kameraden im Tod besiegelt wurde, die stärkste Bindung, in der sich ein Soldat im Feld überhaupt zu fühlen vermag.

Die letzte Frage des Vorsitzenden in der Beweisaufnahme meines Prozesses an mich lautete: „Wie stehen Sie zum Eid?“ Schon die Frage war ja bezeichnend für die Gedanken und Gefühle, mit denen man an ein Problem, wie den 20. Juli, von dieser Seite eines rückwirkenden Rechtes heranging. Nach meiner Antwort: „Der Eid ist unabdingbar“ war keine Beweiserhebung mehr nötig.

Eid — Treue — Gehorsam stehen in einem Wirkungszusammenhang: Der Eid beruht auf der Treue und erfüllt sich im Gehorsam.

Der General von Seydlitz glaubte seinen Übertritt zum Komitee „freies Deutschland“ damit begründen zu dürfen, daß sein oberster Befehlshaber ihn beleidigt habe. Was hat der Soldat im Eid für ein Recht, mit einer ihm angeblich angetanen Unbill oder Beleidigung seinen Landesverrat zu entschuldigen?

Damit ist das Wort gefallen: Landesverrat!

Bevor wir aber zu diesem Problem stoßen, wollen wir noch einmal zurückgehen in die deutsche Vergangen-

heit. Wir sind noch nicht, wie in Bruckners Achter Sinfonie, beim befreienden Beckenschlag und reinen C-Dur angelangt, wir müssen wie dort, noch einmal von vorn beginnen.

Unser größtes mittelalterliches Epos, Wolfram von Eschenbachs „Parzival", gipfelt in einer ungeheuren Szene. Der staufische Ritter erlebt seine Welt in den Ordnungen des Lehens-Eides. Auch das Verhältnis Mensch—Gott ist im Grunde genommen das ins geistige gesteigerte mittlerlose Verhältnis von Lehensmann zum Lehensherrn. Beide sind einander zur mittlerfreien, bedingungslosen Treue verpflichtet. In dieser Geborgenheit seines Lehensverhältnisses Mensch—Gott zieht Parzival in die Welt der ihn erwartenden Abenteuer. Er kommt bis zur Gralsburg, erlebt dort die Leiden des Amfortas und die Not der Gralsritter. Alle warten, daß der junge Parzival nun die das Unheil bannende Frage aussprechen wird. Aber er bleibt stumm — und wird aus Monsalvatsch gejagt. Nun, wie er nach seinem Empfinden ungerecht in die Einsamkeit gestoßen dahinreitet, beginnt er mit seinem Lehensherrn-Gott zu hadern. Jetzt erst überfällt ihn die grenzenlose Einsamkeit. Bis dahin hatte er sich in der Gemeinschaft mit seinem Lehensgott gefühlt. Dieser scheint versagt zu haben. Parzival sieht sich von ihm verlassen. Da hebt er an: „We, waz ist got — wer der gewaltec — solhen spot — het er uns peden nicht angetan. ich was ihm dienens untertan — sit ich diu genade han erfarn. nu muez die triuwe ich ihm ufsagen — kan er hazzen, nu ich will ez tragen."

Das ist die staufische Gottesvorstellung des durch den Lehenseid mit Gott mittlerlos verbundenen Menschen. Sein Lehensherr hätte ihm beistehen müssen in jener Stunde; er, Parzival konnte nicht ahnen, daß von seiner Frage das Schicksal des Grals abhing. Sein Lehens-Gott durfte ihn in dieser Not nicht allein lassen. Gott hatte ihm den Treu-Eid nicht gehalten, nun sagt der Lehensmann seinem Herrn die Treue auf. Das ist die ursprüngliche und erste Antwort aus mittelalterlich-staufischer Auffassung vom mittlerlosen Lehensverhältnis Gott zu Mensch. Dann führt ihn das Leben zur Erkenntnis, daß diese Aufwallung aus der gedachten

Treulosigkeit nicht genügt — und in einer langen Zeit der Bewährung durch ein Leben in Kampf und Treue findet er wieder zurück zu Gott und zum Gral.

Jetzt, auf einer neuen Wandlungsstufe und aus höherer Reife heraus, kann er des Grals teilhaftig werden.

Warum ich dieses Beispiel anzog? Beileibe nicht, um es gegen Seydlitz zu stellen, der seinen Übertritt ins feindliche Lager aus einer Beleidigung durch seinen Eid-Herrn glaubte rechtfertigen zu können. Sondern um zu zeigen, daß wir eine persönliche Unbill niemals so sehr ins Gewicht werfen dürfen; vor dem Eid, der Treue und dem Gehorsam hat das Ich zu schweigen.

Ich darf ein weiteres Beispiel geben. In den letzten Tagen des Krieges war der Ritterkreuzträger und Generalmajor Brendel, ein Gebirgsjäger, Kommandant von Traunstein. Traunstein war Lazarettstadt; gleichzeitig war dort das Heerespersonalamt mit sämtlichen Offiziersakten untergebracht. Als der Feind heranrückte, gab General Brendel den Befehl zur Vernichtung der Akten und meldete den Vollzug seiner höheren operativen Leitung mit der Bitte um Entscheidung, ob das nunmehr zur reinen Lazarettstadt gewordene Traunstein verteidigt werden solle oder nicht. Er erhielt den Befehl, den Ort bis zum letzten Mann zu verteidigen. Der befehlsgebenden Stelle sagte er die Ausführung dieses widersinnigen Befehls zu. Dann legte er den Hörer des Fernsprechers auf. Einen Augenblick später gab er seinem Ia durch: „Befehl: Traunstein wird als Lazarettstadt kampflos übergeben!" Er legte den Hörer zum zweitenmal auf, nahm seine Pistole und erschoß sich. Bei ihm, in seinem Willensentschuß lag die Entscheidung zwischen Gehorsam und Ungehorsam. Auf dieser Nahtstelle stand der Tod. General Brendel bewies im Zwiespalt der Pflicht bestes deutsches Soldatentum.

Lassen Sie mich noch einmal einen Bogen zurückschlagen zum Hochmittelalter. Ist der „Parzival" der reife und reine Entwicklungsroman des staufischen Ritters, so ist das Nibelungenlied das Epos der Treue und ihrer sittlichen Werte. Seit den Tagen der Völkerwanderung tragen die germanischen Stämme diese Sage oder ihre Keime

mit sich; das Lied schwillt immer reicher an, bis im schöpferischen Augenblick einer germanischen Renaissance um 1200 dieses Epos von einem unbekannten Genie zusammengefaßt und aufgezeichnet wird.

Gleich zu Beginn steht die Szene des Treuschwurs zwischen Gunther — Hagen — Siegfried. Wie in der Edda — dort im Havamal — sich die Sorge anmeldet, daß ein Geheimnis, und wäre es noch so bündig beschworen, nicht über drei Menschen hinausgehen darf, so geschieht es auch hier. Das Geheimnis wird beschworen, es muß unter den drei Schwurträgern bleiben. Der Vierte, der in diesen Kreis tritt, bringt den Tod herein. Siegfried erzählt das Geheimnis Kriemhild — und sie muß nun, in einer ungeheuren Symbolschwere ihrer Handlung, das verderbliche Kreuz an seinem Gewand anbringen und damit die Stelle bezeichnen, wo der Tod bei Siegfried seinen Eingang finden kann.

Immer steht so der Tod über dem Eid — und der Eidbruch ist stets nur mit dem Tod zu sühnen. Der mittelalterliche Gedanke des „Bauopfers" klingt an. Wenn die Verschwörer des 20. Juli eine neue Welt bauen wollten, dann mußte sich der Erste, der mit seinem Eidbruch aus der alten Welt heraustrat, als Bauopfer in diese neue Welt einbauen.

Wie kam es, daß Adolf Hitler das Attentat überstand? Nur deshalb, weil sich kein Selbst-Opfer fand. Das Attentat war bis ins Kleinste vorbereitet und berechnet, nach menschlicher Voraussicht konnte kein im Raum Anwesender den Anschlag überleben. Ich muß, selbst auf die Gefahr hin, längst Bekanntes zu wiederholen, die Szenen in „Wolfschanze" kurz skizzieren.

Als Oberst Graf Stauffenberg den Raum betrat, in dem die Lagebesprechung stattfand, hatte er die erste Sicherung der britischen Bombe bereits gelöst. Die Besprechung war schon im Gang. Er stellte die Tasche vor sich auf den Kartentisch, eine etwa 6 Meter lange und gut anderthalb Meter breite, 8 cm dicke Eichenplatte, die auf starken Eichensockeln ruhte. Zu Beginn der Besprechung

stand man um den Tisch herum; im Verlauf des Vortrages von General Heusinger setzte sich Adolf Hitler, und nach seinem Beispiel zog der eine oder andere Teilnehmer, unter ihnen der schwerkriegsbeschädigte Stauffenberg, einen der unter der Tischplatte befindlichen Hocker hervor und setzte sich ebenfalls. Kurz darauf erschien Stauffenbergs Adjutant Oberleutnant von Haeften in der Tür und gab das verabredete Zeichen, das den Oberst angeblich zum Fernsprecher rufen sollte, eine völlig unverdächtige Geste. Stauffenberg stützte sich auf die vor ihm stehende Tasche und drückte auf diese Weise den Druckzünder ein. In drei Minuten mußte sich nun die Säure durch den Verzögerungssatz durchfressen und die Detonation auslösen. Kaum drei Meter trennten Bombe und Opfer, ein Entkommen schien unmöglich. In dieser Gewißheit verließ Stauffenberg den Raum.

Aber kaum war er hinausgegangen, da fiel der Name einer Stadt auf dem östlichen Kriegsschauplatz — also vom Platz des Führers aus gesehen auf der rechten Seite des vor ihm ausgebreiteten Kartenbildes, genau dort, wo Stauffenbergs Tasche stand. Man beugte sich zur Tischplatte herunter, denn Adolf Hitler war ja bekanntlich kurzsichtig. General Schmundt, den die Tasche störte, nahm sie und stellte sie unter den Tisch. General Korten, den sie beim Sich-Setzen nun behinderte, schob sie mit dem Fuß noch weiter an den die Platte tragenden Eichensockel heran.

Im nächsten Augenblick zerriß die Detonation den Raum. Selbst dem auf dem Fensterbrett sitzenden Konter-Admiral von Puttkammer wurden die Hosenbeine wie weggesengt. Doch zwischen Bombe und dem ausersehenen Opfer wehrte der Eichensockel die direkte Wirkung ab. Das war die Entscheidung. Der Attentäter opferte sich nicht selbst — und der eine Augenblick, wo er die Bombe allein ließ, genügte um den Eidträger am Leben zu erhalten. War es nicht, als ob das Schicksal eine solche Inkonsequenz nicht annehmen wollte? Es fehlte das Selbst-Opfer!

Die nächsten Szenen ereignen sich in einem Wirbel von Verwirrungen. General der Nachrichtentruppen Fellgiebel

hatte innerhalb der Verschwörung den Auftrag übernommen, sofort nach dem Anschlag den Nachrichtenbunker in die Luft zu sprengen. Das unterblieb, er selbst ging zusammen mit den eidgetreuen Offizieren umgeschnallt zur Gratulationskur. Auch dort hätte er, einmal im Komplott, die unausweichliche Aufgabe gehabt, den Eidträger niederzuschießen, das Attentat also nachzuholen. Er tat es nicht, sollte ihn die Tatsache, daß Adolf Hitler das Attentat gegen Berechnung und Vernunft überlebte, wieder in den Eid zurückgezwungen haben?

In der Bendlerstraße in Berlin dagegen wiederholt sich dreimal kurz hintereinander eine im Grunde genommen gleichförmige, in ihrer Auswirkung aber verschiedenartige Szene.

Zuerst wird der BdE, General-Oberst Fromm von den Vorgängen ins Bild gesetzt. General Olbrich fängt den aus dem Adlon vom Essen verspätet zurückkehrenden Chef des Ersatzheeres vor seinem Dienstzimmer ab mit den Worten: „Herr General-Oberst, ich muß Ihnen melden, daß der Führer tot ist."

Fromm: „Das ist doch unmöglich."

Olbricht: „Ich werde es Ihnen beweisen."

Fromm: „Wie wollen Sie das tun?"

Olbricht winkt Stauffenberg heran: „Hier ist der Beweis!"

Fromm, der nicht begreift: „Wie soll ich das verstehen?"

Stauffenberg: „Ich habe den Führer umgebracht."

Fromm schreit entsetzt auf und erklärt die Aufständischen zu Verrätern. Er wird überwältigt, in ein Schreibzimmer geführt und dort unter Abnahme seines Ehrenwortes, daß er es nicht verlassen werde, festgehalten. Der BdE, völlig gebrochen, gibt sein Wort und ist zu keiner Handlung mehr fähig.

Kurz darauf erscheint der herbeigerufene Kommandierende des III. stellvertretenden AK., General der Kavallerie von Kortzfleisch im Sitz der Verschwörung, das heißt in

Olbrichts Arbeitszimmer. Auch ihm wird die Lage eröffnet unter der Annahme, daß der Führer tot sei. Auch er erklärt das Vorgehen als Verrat, auch er wird in ein Schreibzimmer gesperrt. Aber er gibt sich nicht gefangen: er wirft erst eine Schreibmaschine, dann einen Telefon-Apparat durch das geschlossene Fenster. Die Hofwache wird aufmerksam, und er beordert sie vor sein Zimmer, dessen Nummer er sich geistesgegenwärtig gemerkt hat. Der Wachführer kann ihn auf diese Weise leicht und ohne Aufsehen befreien. Die Verschwörer haben inzwischen auch ihrerseits erfahren, das das Attentat mißlungen ist. Aber im Fall Kortzfleisch ist ja alles noch einmal gut gegangen. Da erscheint der ebenfalls herbeigerufene Generalinspekteur für den Führernachwuchs, Generalleutnant Specht. Als man ihm erklärt der Führer sei tot, fällt er Olbricht sofort ins Wort: Er habe soeben im Rundfunk die Nachricht vom Attentat gehört, gleichzeitig sei aber die Meldung durchgegeben worden, der Führer habe nur geringfügige Verletzungen erlitten. Diese Antwort schlägt wie eine Bombe ein, die Verschwörer sind gelähmt. Selbst das Wort „Verräter", mit dem Specht das Zimmer verläßt, vermag sie nicht aus ihrer Lethargie zu wecken. Man läßt den General ungehindert gehen.

Der Eid hat gesiegt. Generalfeldmarschall von Witzleben bricht unter der Last der Entscheidungen zusammen und verläßt ebenfalls den Sitz der Verschwörung.

Bis zu diesem Augenblick ist in Berlin noch kein Schuß gefallen — und doch war der Putsch bereits entschieden. Er fand seine Lösung einzig darin, daß der Soldat den Eid und den Eidträger in seiner lebenden Funktion zu erkennen vermochte. In diesem höheren Sinn hat das Schicksal gegen die Attentäter gesprochen.

Fünfeinhalb Jahre hat die öffentliche Meinungsbildung Zeit gehabt, einzig und allein nur für eine Seite Propaganda zu machen, und doch ist nicht einmal Stauffenberg zu einem Helden geworden, von seiner Umgebung ganz zu schweigen. Ich stelle dies fest, rein als Tatsache, ohne irgendwelche eigene Wertungen damit zu verbinden.

Hinter allen vordergründigen Dingen und Abwägungen erhebt sich heute so stark wie je die Frage, ob im Augenblick der höchsten Not eines Volkes ein Mann, mag er immer zum Hochverrat entschlossen gewesen sein, auch zum Landesverräter werden darf. Wenn die Zeitschrift „Contact" in London in einem bemerkenswerten Artikel über die Hinter- und Abgründe jenes schicksalhaften Augenblicks die tragische Verlassenheit der Männer des 20. Juli unterstreicht, indem sie selbst zugibt, daß die Verbindung mit der deutschen Verschwörung seit Ende 1942 abgebrochen wurde, so muß dies näher beleuchtet werden: Ende 1942 — das war der Beginn von Stalingrad. Man brauchte nach dieser Niederlage die deutsche Gegenbewegung nicht mehr. Man benützte sie nur noch einmal in dem Augenblick, als man die Bombe für die Initialzündung der inneren Revolution zur Verfügung stellte, denn diese Bombe, die Stauffenberg ins Hauptquartier schaffte, war englischen Ursprungs und über Schweden nach Deutschland gebracht worden.

Doch auch dies ist noch nicht der entscheidende geschichts-philosophische Grund für das Scheitern des 20. Juli. Dieser letzte Grund des Versagens ist eben der, daß sich kein Selbst-Opfer fand.

Die sieben mir bekannten Attentate auf Adolf Hitler scheiterten alle daran, daß sich kein Eigenopfer gefunden hat.

So blieb für uns die Eidverpflichtung bestehen. In dem Augenblick aber, wo der Eid bestand, fiel der Putsch zusammen wie ein Kartenhaus. Es mag dies in einer Zeit, wo mit der Diffamierung des deutschen Soldaten überhaupt auch sein Festhalten am Eid zumindest als anrüchig angesehen wurde, nicht ganz verständlich sein.

Aber heute schon rückt die Zeit heran, wo man die Unabdingbarkeit der Eide begreifen wird als das Unterpfand jeglichen sozialen Zusammenlebens der Menschen.

* * *